

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **18 (1950-1951)**

Heft 10

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KLEINE RUNDSCHAU

BOSWELLS LONDONER TAGEBUCH

Als gegen Ende des vorigen Jahres Boswells Londoner Tagebuch erschien¹, bezeichnete der Verlag dessen Veröffentlichung als das wichtigste literarische Ereignis des Jahrzehnts. Das Merkwürdigste dabei ist, daß diese überschwengliche Anzeige nicht ohne Berechtigung ist, denn nicht nur stellt das Werk ein Unikum in der Literaturgeschichte dar, sondern auch die Ereignisse, die zu dieser Publikation führten, bilden eine einzigartige, romantische Geschichte.

Zunächst aber: wer ist Boswell, und warum mißt man diesem seinem Erstlingswerk solch große Bedeutung zu? Im deutschen Sprachgebiet war er bisher fast gänzlich unbekannt, und nur die Anglisten und Anglomanen wußten, daß sein Hauptwerk, Johnsons Biographie, mit der Bibel und Shakespeare zum eisernen Bestand der englischen Literatur gehört... und warum? Um die Frage zu beantworten, müssen wir uns zunächst den Menschen Boswell etwas näher ansehen; denn er ist so eng mit seinem Werk verbunden, daß das eine ohne Kenntnis des andern unverstänglich bleiben muß.

James Boswell wurde am 29. Oktober 1740 als Sproß einer begüterten schottischen Juristenfamilie in Edinburg geboren. Sein Vater war zum Richter des Obersten Gerichtshofes berufen worden und erhielt damit, nach britischem Brauch, die lebenslängliche, doch nicht übertragbare Würde eines *law lords* und nannte sich fortan, nach seinem Landsitz in Ayrshire, Lord Auchinleck, eine Tatsache, die im Leben seines eingebildeten und prahlerischen Sohnes eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen sollte.

James erhielt die seinem Stand angemessene Bildung an der Edinburger Hochschule und wurde von seinem Vater zum Studium der Rechte bestimmt. Bald jedoch suchte er, sehr zum Verdruß seines gestrengen Vaters, die Gesellschaft der damals wegen ihres liederlichen Lebenswandels verrufenen Schauspieler und Schauspielerinnen seiner Heimatstadt auf und ergab sich der Trunksucht, der er bis zu seinem verhältnismäßig frühen Ende frönte. Aus der Enge der kleinlichen Verhältnisse Schottlands sehnte er sich so unbändig nach der englischen Hauptstadt, daß er im Frühjahr 1760, noch vor seinem zwanzigsten Geburtstag, nach London auf und davon lief, mit dem typischen Vorsatz, sich dort zum Katholizismus zu bekehren. Er war indessen vorsichtig genug, seinem Vater seine Londoner Adresse mitzuteilen, und dieser bat einen Bekannten, den Grafen Eglinton, sich des jungen Mannes anzunehmen. Eglinton kurierte ihn bald von seinem wohl nicht sehr ernsthaften Vorhaben, indem er seinen Ausschweifungen Vorschub leistete und ihn auch — was für Boswell noch viel wichtiger war! — in höhere Gesellschaftskreise einführte. Boswell, ein geborener Snob und Streber, war im siebenten Himmel, als er, während einiger wonnigen Wochen, sogar mit Eglin-

¹ *Boswell's London Journal 1762—1763* (Heinemann, London, 1950).

tons Spießgesellen, dem liederlichen Bruder des Königs, dem Duke of York, verkehren durfte, und beim exklusiven Jockey Club eingeführt wurde. Um in diesem irdischen Paradies verbleiben zu können, versuchte Boswell eine Offiziersstelle in einem Garderegiment zu erhalten, wozu er nicht die geringste Fähigkeit besaß; zudem waren die Offizierschargen damals zumeist nur käuflich zu erwerben, und Lord Auchinleck, der seinen Sohn gut kannte, hatte keine Lust, Geld für solch ein aussichtsloses Unternehmen zu verschwenden. Er rief seinen Sohn mit der Drohung zurück, ihn von allen Mitteln abzuschneiden, und damit war die Herrlichkeit vorläufig zu Ende. Zähneknirschend mußte der junge Mann ins nunmehr verhaßte Vaterhaus zurückkehren, und während der nächsten zwei Jahre entspann sich ein zäher Kampf zwischen Vater und Sohn. Schließlich kam ein Kompromiß zustande, wonach, wenn James seine zivilrechtliche Prüfung erfolgreich bestünde, Lord Auchinleck ihn wieder nach London ziehen und ihm ein jährliches Zehrgeld von 200 Pfund gewähren würde.

Von diesem Ansporn getrieben, studierte nun Boswell mit solchem Eifer, daß er die Prüfung bestand. Triumphierend rüstete er sich zu der Reise nach London, indem er die einflußreichen Freunde seines Vaters in Schottland besuchte, was ihm Gelegenheit gab, sein erstes Tagebuch zu schreiben und damit den ersten Schritt zu seiner wahren Lebensaufgabe zu tun. Dann, am 15. November 1762, bestieg er freudestrahlend die Postkutsche, die ihn nach London führte, und damit fängt das kürzlich erschienene Londoner Journal an.

Hier wird der Leser wohl fragen, warum dieses spannende Bild der englischen Hauptstadt im achtzehnten Jahrhundert fast 200 Jahre brauchte, um das Licht der Oeffentlichkeit zu erblicken. Nun, die Geschichte dieses Manuskriptes ist selbst so fesselnd, daß sie hier gleich vorweggenommen werden muß.

Als Boswell starb, übermachte er seine sämtlichen Papiere an seine Testamentsvollstrecker «zur Veröffentlichung zugunsten seiner jungen Kinder, sollten die Vollstrecker es so beschließen». Diese Papiere erwiesen sich als so kompromittierend und waren so voll von Indiskretionen, die Boswell selbst und viele seiner damals noch lebenden Zeitgenossen grausam bloßstellten, daß der Beschluß gefaßt wurde, nichts zu unternehmen, bis die Kinder großjährig waren und dann selbst entscheiden konnten, was das beste sei. Als während eines halben Jahrhunderts nichts geschah, nahm man allgemein an, daß die Erben die ehrenrührigen Handschriften vernichtet hatten.

Dann, 1840, geschah es, daß ein englischer Reisender, Major Stone, ein paar Kleinigkeiten in einem Laden in Boulogne kaufte. Das merkwürdige Packpapier zog seine Aufmerksamkeit an: es war ein eigenhändiger Brief Boswells an seinen Freund William Temple! Doch, als nichts mehr zum Vorschein kam, legte sich das Interesse, bis, achtzig Jahre später, Professor Chauncey B. Tinker von der Yale Universität sich entschloß, eine neue Ausgabe der Briefe Boswells herauszugeben, und die Leser einer englischen Literaturzeitschrift bat, ihm dabei behilflich zu sein. Aus Dublin kam dann eine Postkarte mit einer unleserlichen Unterschrift und den Worten «Try Malahide Castle» (Versuchen Sie das Schloß zu Malahide). Professor Tinker fand heraus, daß der Schloßherr, Lord Talbot, tatsächlich ein sehr entfernter Abkömmling der Boswell-Familie war, doch zeigte sich Talbot gänzlich abgeneigt, Professor Tinker auch nur den Besuch des Schlosses zu gestatten. Fünf Jahre später versuchte Tinker noch einmal, die Bewilligung zur Besichtigung der Schloßarchivalien zu erhalten. Diesmal wurde ihm die Erlaubnis zum Besuch gegeben, doch mußte er unverrichteter Dinge wieder heimreisen und noch dazu Tantalusqualen erdulden, als ihm ein Ebenholzschrank gezeigt

wurde, der mit Boswell-Papieren vollgepfropft war, die er nicht einmal sehen durfte.

Es bedurfte der ganzen Ueberredungskunst und Diplomatie sowie der Geldmittel eines hervorragenden Büchersammlers, des amerikanischen Obersten Isham, um den Besitzer zu bewegen, die Papiere herzugeben. Diese enthielten viele Briefe, verschiedene Journale und weitere Dokumente Boswells, die dann in einer kostbaren Privatausgabe veröffentlicht wurden.

Die Arbeit an diesen Manuskripten war noch nicht vollendet, als 1930 eine weitere Entdeckung folgte. In einer Rumpelkammer wurde ein alter Krocketkasten gefunden, der ebenfalls Boswell-Papiere enthielt, und ein anderer, bedeutender Fund erfolgte während des Krieges, 1940, als der Dachboden eines Nebenhauses des Schlosses zu einem Kornspeicher umgewandelt wurde. Nach dem Tod Talbots im Jahre 1948 wurden dann alle Gebäulichkeiten gründlich untersucht, und weitere Schätze kamen zutage. Alle wurden von Isham erworben und später zur Veröffentlichung der Universität Yale überlassen.

Das Londoner Journal jedoch gehörte nicht zu diesen verschiedenen Funden. Es war schon 1930 unter ganz anderen Umständen entdeckt worden. Ein englischer Gelehrter, Professor C. Colleer Abbott, auf der Suche nach Material für eine Biographie des schottischen Dichters James Beattie, stieß in Fettercairn House, dem Sitz des Nachkommens eines der Testamentsvollstrecker Boswells, auf einen weiteren, gewaltigen Stoß von Boswells Manuskripten, darunter auf eines von 736 Seiten in seiner unverkennbaren, fließenden Handschrift: es war das Werk, das jetzt als erstes und vielleicht interessantestes Buch einer Bändereihe herausgekommen ist, die schließlich nicht weniger als 45 Bände umfassen wird.

Wenn dieses erstaunliche Vorhaben zu Ende gebracht wird, wird die Welt das Bild eines Menschen erhalten, wie es in dieser Vollständigkeit kein zweites in der gesamten Weltliteratur gibt. Gewiß ist zum Beispiel über Goethe oder Richard Wagner ebensoviel oder mehr geschrieben worden, und wir mögen vielleicht der Meinung sein, daß wir ihre Persönlichkeiten durch und durch kennen; in Wirklichkeit ist stets ein letzter Rest von Menschlichem, allzu Menschlichem der spähenen Neugier vorenthalten, und es ist gut so, denn solch gewaltigen Schöpfern darf die Nachwelt soviel *respect humain* erweisen, daß sie einen leichten Schleier über ihre intimsten Schwächen ausbreitet. Boswell hingegen gibt uns geradezu frohlockend, jedenfalls stets mit vollkommener Unbefangenheit, davon Kunde. Er brüstet sich nicht damit wie Jean-Jacques Rousseau; noch viel weniger versucht er, sich zu entschuldigen: diese Bruchstücke einer schier endlosen Konfession enthüllen mit naiver Offenheit alles, was ein gewöhnlicher Mensch selbst unter Todesgefahr verschweigen würde.

Mit zum köstlichsten in Boswells Tagebuch ist die Selbstbewunderung, der er ohne jede Schüchternheit Ausdruck gibt. «I have a genius for Physick» (In Physik bin ich ein Genie), schreibt er irgendwo, und diese Selbstlobausbrüche erstrecken sich auf alle seine tatsächlichen oder vermeintlichen Eigenschaften. Wozu hat er nicht alles Genie! «How well I write!» (Wie schön ich schreibe!) ruft er anderswo aus, als ihm ein paar Knittelverse gelungen sind. Seine Einbildung übertrifft jedes Maß, wirkt jedoch nicht irritierend, denn der Leser wird durch die Naivität Boswells vollkommen entwaffnet. Ja, sie hat etwas Liebenswürdiges, Treuherziges an sich, und mit allen seinen frisch und frei zugegebenen Fehlern wirkt der alberne junge Schotte nach zwei Jahrhunderten ebenso sympathisch, wie er vielen seiner Zeitgenossen gewesen ist.

Denn das ist das Merkwürdige: die besten Geister seiner Zeit, denen er sich zeitlebens ohne jede Scham aufdrängte, haben ihn nicht nur gewähren lassen, sondern auch vielfach begünstigt. Der von ihm vergötterte Dr. Johnson schenkte ihm seine sonst nicht leicht gegebene Freundschaft und liebte ihn als «einen gütigen, trefflichen Menschen», wie er sich einst ausdrückte, obwohl er ihn auch nach Noten abkanzelter und keine Gelegenheit verpaßte, ihn wegen seiner Dummheit und Aufgeblasenheit derb und öffentlich lächerlich zu machen. Doch Boswell nahm diesen Hohn mit größter Gelassenheit an; mehr noch, es scheint fast, daß er geradezu immun gegen jeden Spott war und daß er es bei weitem vorzog, mit Hohn übergossen, als mit Gleichgültigkeit übergangen zu werden.

Es ist vielleicht diese Eigenschaft, die Boswells Schriften ihren eigenartigen Reiz verleiht. Die Literaturgeschichte wimmelt von Memoirenschreibern; manche davon geben einige ihrer Schwächen zu; keiner jedoch außer Boswell hat es je gewagt, sich so konsequent als gemein, lächerlich und dumm darzustellen, ohne übrigens dabei irgend etwas von der Ueberzeugung seines inneren Wertes und seines «Genies» zu verlieren. Und das allererstaunlichste ist, daß ihm letzten Endes die Literaturgeschichte recht gegeben hat. Heute ist Dr. Johnson nur deswegen eine allgemein bekannte Figur, weil die Zielscheibe seines Spottes, der arme und angeblich blöde Boswell, ihm in seiner großartigen Lebensbeschreibung ein Denkmal gesetzt hat, das lebendiger, witziger und dauerhafter ist als die eigenen Schriften des gelehrten Doktors.

Wie Macaulay in seinem berühmten Essay über dieses Buch ausführt, ist «das ‚Leben Johnsons‘ zweifelsohne ein großes, ein sehr großes Werk. Sowie Homer der größte Epiker, Shakespeare der größte Dramatiker, Demosthenes der größte Redner aller Zeiten sind, so und nicht minder ist Boswell der größte aller Lebensbeschreiber. Es gibt keinen zweiten, der sich mit ihm messen könnte. Er hat seine Konkurrenten so weit überflügelt, daß es sich nicht lohnt, diese zu placieren...

Wir sind nicht sicher, ob es in der ganzen Geschichte des Menschengeschehens eine so seltsame Erscheinung gibt wie dieses Buch. Viele der größten Männer aller Zeiten haben Biographien geschrieben. Boswell war einer der geringsten Männer aller Zeiten, und er hat sie alle geschlagen. Nach seinem eigenen Bericht und dem einstimmigen Zeugnis seiner Bekannten, war er ein Mensch von niedrigster und schwächster Intelligenz...

Daß ein solcher Mensch eines der besten Bücher der Weltliteratur schrieb, ist seltsam genug. Doch das ist nicht alles. Viele Menschen, die sich im täglichen Leben töricht benommen haben und deren Unterhaltung keine besonderen Geistesgaben verriet, haben uns wertvolle Werke hinterlassen... Doch diese Menschen erlangten literarischen Ruhm *trotz* ihrer Schwächen; Boswell erreichte ihn *wegen* seiner Schwächen. Wenn er nicht ein großer Narr gewesen wäre, würde er nie ein großer Schriftsteller geworden sein. Ohne die Eigenschaften, die ihn zum Gegenstand des Spottes und zur Plage seiner Mitmenschen machte, ohne seine Zudringlichkeit, Neugierde, Unverschämtheit, Unempfindlichkeit gegen allen Tadel, hätte er nie solch ein vorzügliches Buch schreiben können. Er war ein Wicht, stolz auf seine eigene Niedrigkeit, ein Hans in allen Gassen, der überzeugt war, daß seine Neugierde und Geschwätzigkeit Tugenden waren, ein unsicherer Kumpan, der sich nie ein Gewissen daraus machte, die freigebigste Gastfreundschaft durch gemeinsten Vertrauensbruch zu vergelten, ein Mensch ohne Feingefühl, ohne Scham, ohne genügend Einsicht, um zu erkennen, wenn er die Gefühle anderer verletzte oder wenn er sich selbst lächerlich machte; und gerade weil er das alles war, hat er in einem wichtigen Literaturzweig solche Schriftsteller wie Tacitus,

Clarendon, Alfieri und seinen eigenen Abgott Johnson unermesslich überboten.» (In der «Manesse Bibliothek der Weltliteratur» wird nächsten Herbst eine sehr reichhaltige Auswahl aus Boswells Johnson-Biographie in der meisterhaften Uebersetzung von Fritz Güttinger erscheinen, versehen mit zahlreichen Illustrationen.)

Trotz der bei Macaulay üblichen überspitzten Rhetorik, ist dieses Urteil heute noch, nach 120 Jahren und der Entdeckung des gewaltigsten autobiographischen Materials, das je von einem Literaten der Nachwelt übermacht wurde, im großen ganzen gültig. Den moralischen Werturteilen Macaulays widersprechen die inzwischen bekannt gewordenen Tatsachen in keiner Weise. In einem Punkt jedoch geht der große Essayist und Geschichtsschreiber entschieden zu weit: Boswell wäre nie der größte Biograph aller Zeiten geworden, wenn er keine positiveren Eigenschaften besessen hätte als Zudringlichkeit und Neugier. Boswell mag in mancher Beziehung ein Trottel gewesen sein, aber es kann gar kein Zweifel darüber bestehen, daß er auch ein Künstler war, der genau wußte, wo seine Stärke lag. Er hat einen unfehlbaren Sinn für das Charakteristische, Lebendige und Dramatische im Leben, und daß er sich stets selbst in Szene setzt, ist durchaus nicht verwunderlich. Für Boswell ist Boswell immer und immer wieder das interessanteste Schauspiel, das es geben kann; er ist ganz einfach und naiv in sich selbst verliebt.

Wie jedem echt Verliebten, ist ihm nichts zu gering, nichts zu niedrig, um als Gegenstand eingehender Berichterstattung zu erscheinen. Schon der halbflüchtige Bursche, der im Alter von zweiundzwanzig Jahren freudetrunken die Lichter Londons erblickt, ist der perfekte «Tagebuchhalter»: es scheint fast, als ob ihm nichts zum wirklichen Erlebnis wird, ehe er es schwarz auf weiß besitzt.

Kaum angekommen, stürzt er sich ins Covent-Garden-Theater, wo ihn nicht nur das Drama, sondern noch viel mehr die Gelegenheit zu Liebesabenteuern locken. Dort findet er denn auch bald die Ersehnte. Er hat sich alles schon lange ausgedacht und ausgerechnet, denn auch in seinem Lotterleben bleibt er der nüchterne Schotte. Eine Künstlerin muß sie sein; denn ein Mann von seinem Geblüt und seinem Genius muß selbstverständlich eine Dame von Welt zur Geliebten haben; dabei muß sie ihn nicht zuviel kosten; denn er ist knauserig, wie nur ein wenig bemittelter Sohn Schottlands sein kann, und in Geldsachen hört bekanntlich die Gemütlichkeit auf. Nun, die Schauspielerin Louisa Lewis scheint ihm gerade die Rechte zu sein. Sie ist hübsch, hat Talent, und er denkt sich, daß ihr Gehalt ihr erlauben wird, über gemeine Geldfragen erhaben zu sein. Erst schüchtern, dann immer ungestümer geht er auf Freiersfüßen. Doch was zuerst kalte Berechnung war, wird zum Ernst: er ist wirklich verliebt — so sehr, daß wenn sie ihn mit mondäner Grazie um einen «Lohn» von zwei Pfund bittet, er, der knickerige Schotte, diese Summe ohne weiteres hergibt. Daraufhin wird sein Flehen endlich erhört, und er genießt in vollen Zügen diesen verheißungsvollen Beginn einer standesgemäßen Liaison. Doch, o weh! bald darauf muß er erkennen, daß sie ihm, wie er sich ausdrückt, die Bekanntschaft mit Signor Gonorrhoea verschafft hat. Wie er sich dann selbst Gardinenpredigten hält; wie er mit dem Arzt um den Preis seiner Kur hartnäckig feilscht; wie er Louisa schreibt, um ihr ernsthafte moralische Vorwürfe zu machen, ihr vorzurechnen, wieviel sie ihn schon gekostet hat, und sie schließlich um Rückgabe der geliehenen zwei Pfund zu ersuchen; das ist alles so possierlich, wie nur ein geborener Dramatiker oder der größte aller Komödiendichter — das Leben selbst — es erfinden kann. Das Fazit des ganzen Abenteuers wird von Boswell selbst in Worten gezogen, die nur im Original wiedergegeben werden können:

«Thus ended my intrigue with the fair Louisa, which I flattered myself so much with, and from which I expected at least a winter's safe copulation.»

Denn das ist ein bezeichnender Zug bei Boswell: auch bei seinen größten Dummheiten ist er immer der lächerlichen Figur bewußt, die er bei seinen Freunden und Bekannten macht; er ist reuig und verspricht sich selber, das nächstemal weiser, vorsichtiger, vornehmer zu sein; und das nächstemal fällt er natürlich wieder der Versuchung zum Opfer. Aber die Sucht, sich selbst zu dramatisieren, ist bei ihm so abnorm entwickelt, daß er alles, Sünde, Reue, Versuchung und abermaliger Fall von Gnade, haarklein erzählen muß.

Doch auch in diesen frühen Jahren seiner Laufbahn, wo sich der junge Most ganz absurd gebärdete, gab er «zuletzt doch 'nen Wein». Zwar scheiterten seine Bemühungen und Intrigen, um ein Offizierspatent zu erhalten, was ja der eigentliche Zweck der ganzen Londoner Reise war. Aber wenngleich seine dahingehenden törichten Hoffnungen zunichte wurden, bildete sein Aufenthalt nichtsdestoweniger den entscheidenden Wendepunkt seines Lebens; denn am Montag, dem 16. Februar 1763, machte er die Bekanntschaft von Samuel Johnson.

Dieses literaturgeschichtlich wichtige Ereignis geschah, wie es sich ziemte, in einer Buchhandlung — beim Buchhändler Davies in der Russell Street, um ganz genau zu sein. Der erste Eindruck war beiderseits kein besonders günstiger. «Mr. Johnson», schrieb Boswell an jenem Abend in sein Tagebuch, «ist ein Mann von ganz entsetzlicher Erscheinung. Er ist sehr dick, hat schlechte Augen, leidet an krampfhaftem Zucken des Gesichts und ist skrofulös. Er kleidet sich sehr nachlässig und spricht in einer höchst groben Stimme.» Die ersten Worte, die Johnson und sein späterer Biograph wechselten, waren auch nicht sehr verheißungsvoll. «Da ich seine Abneigung gegen alle Schotten kannte», schreibt Boswell weiter, «rief ich Davies zu: ‚Sagen Sie ihm nicht, woher ich komme!‘ Doch sagte er: ‚Aus Schottland‘. — ‚Mr. Johnson‘, sagte ich, ‚ich komme tatsächlich aus Schottland, aber ich kann nichts dafür.‘ — ‚Viele Ihrer Landsleute sind in der gleichen Lage‘, antwortete Johnson.»

Diesem Austausch von Dummheiten und Grobheiten, der für viele der Unterhaltungen zwischen Johnson und Boswell charakteristisch werden sollte, folgte jedoch bald ein höflicheres und geistvolleres Gespräch, und gleich am ersten Tag erkannte auch Boswell, daß ihm Johnsons großes Wissen und seine ungeweine Ausdruckskraft Respekt einflößten, und daß er durchaus nicht ohne Humor sei; sonst wäre das ungleiche Paar nicht später durch eine lebenslängliche Freundschaft verbunden worden. In Wahrheit war Johnson, der, wenn gereizt, recht grob sein konnte, ein aufrichtiger, humaner und herzensguter Mensch, und Boswell, der gar nicht so dumm war, wie er sich manchmal den Anschein gab, mag wohl öfters deshalb seine törichten Reden gehalten und seine einfältigen Fragen gestellt haben, weil er wußte, daß der gute Doktor unfehlbar darauf mit einer seiner berühmten Philippiken antworten würde, die Wasser auf Boswells biographische Mühle waren. Und Johnson, der ein guter Menschenkenner war, erkannte bald in dem jungen, dummen Schwätzer einen Geist, der durchaus nicht unwürdig war, ihm Gesellschaft zu leisten: keine drei Monate nach der oben geschilderten Begegnung erklärte Johnson dem entzückten Boswell, daß er keinen Menschen kenne, den er mehr schätze als ihn. Und Boswell, der zeitlebens ein Heroenverehrer war, fing auch bald an, für Johnson jene uneingeschränkte, jedoch scharfäugige Bewunderung zu empfinden, die ihn zum «geborenen» Biographen machen sollte.

Wenn man Boswells Johnson-Biographie liest, kann man sich öfters des

Eindrucks nicht erwehren, so lebhaft sind die Beschreibungen ihrer Gespräche, daß die beiden ständig zusammengelebt haben müssen. In Wahrheit haben sie in den 21 Jahren ihrer Freundschaft keine 300 Tage zusammen verbracht. Der Unterschied mit anderen, intimeren Freunden Johnsons war eben, daß Boswell die sich ihm bietenden Gelegenheiten so viel besser ausnützte als sie. Sein heftiges Verlangen nach Unterhaltung kam dem Bedürfnis Johnsons, sich mündlich auszusprechen, mehr als halbwegs entgegen. Boswell war der perfekte Interviewer und Berichterstatter. Vor jeder Unterhaltung mit Johnson bereite er seine Fragen vor und sammelte die Neuigkeiten vom Tage, um ihm die berühmten drastischen Ausdrücke zu entlocken. Keine Mühe war ihm zu groß, wenn es galt, Dokumente über Johnson zu bekommen, und wenn er es irgendwie einrichten konnte, folgte der spätere Biograph seinem Sujet auf Schritt und Tritt, bis manchmal dem guten Doktor die Geduld riß. «Sir», sagte einmal Johnson seinem Gefährten und Verfolger, «Sie haben anscheinend nur zwei Unterhaltungsthemen: Sie selbst und mich, und ich bin beider überdrüssig.» Doch ließ sich Boswell durch solche Ausbrüche keineswegs aus dem Konzept bringen: er notierte sie peinlich genau auf und folgte seinem Meister nur um so emsiger, mit einer Treue, die man hündisch nennen könnte, wäre das Wort ungerechterweise nicht in Verruf gekommen.

Wenn auch Boswells Name für alle Zeiten von demjenigen Johnsons unzertrennlich geworden ist, wäre es falsch anzunehmen, daß der flatterhafte Schotte keine anderen Interessen im Leben gehabt hätte als den Gegenstand seines Hauptwerkes. Er wäre auch gern der Biograph von manchen anderen Berühmtheiten seiner Zeit geworden, namentlich von Chatham, Voltaire und sogar von Friedrich dem Großen. Die Gelegenheit dazu kam nicht, und statt dessen schrieb er das Leben Paolis.

Pasquale di Paoli war der Führer der korsischen Insurgenten, die sich gegen die korrupte Patrizierherrschaft Genuas erhoben hatten. Boswell machte seine Bekanntschaft während der «Grand Tour», die er in den Jahren 1764 bis 1766 unternahm. («Grand Tour» nannte man die Reise durch Holland, Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien, die damals ein integrierender Bestandteil der Erziehung der jungen Briten aus guter Familie war.) Boswell fiel unter den Bann des korsischen Patrioten, schrieb eine feurige Darstellung des Freiheitskampfes Korsikas, mit einem schwungvollen Dithyrambus auf Paoli, kaufte sich die Uniform, die Pistole und den Dolch eines korsischen Bandenführers und, nach England zurückgekehrt, paradierte er damit durch die Straßen Londons und Stratfords; damit er ja nicht übersehen werde, hing er sich für die Gelegenheit ein Plakat um den Hals mit den Worten «Korsika Boswell». Natürlich wurde er von seinen Bekannten nach Noten verhöhnt, doch sein Zweck war erreicht: überall wurde sein Name genannt, und sein Korsikabuch wurde französisch, deutsch, holländisch und italienisch übersetzt.

Vorher, noch auf seiner Europatour, besuchte er Voltaire in Ferney und Jean-Jacques Rousseau in Môtiers, im Val-de-Travers. Diese letzte Begegnung gab Anlaß zu einem Briefwechsel, wie er für Boswells Geschicklichkeit nicht bezeichnender sein könnte. «Ich bin ein Edelmann von altem schottischen Geblüt...» schrieb er. Doch lassen wir ihn in seinem für einen jungen, fast ungelehrten Briten überraschend guten Französisch selbst sprechen:

«Je suis un ancien gentilhomme Ecosais. Vous savez mon rang. J'ai vingt-quatre ans. Vous savez mon âge. Il y a seize mois que je suis sorti de la Grande-Bretagne comme un bon insulaire, sans savoir presque un mot de français. J'ai été en Hollande et en Allemagne, mais pas encore en France;

vous excuserez donc mon langage. Je suis à voyager avec un véritable désir de me perfectionner. Je suis venu ici dans l'espoir du vous voir.

J'ai entendu, Monsieur, que vous êtes fort difficile, que vous avez refusé les visites de plusieurs gens de la première distinction. Pour cela, Monsieur, je vous respecte le plus. Si vous laissiez entrer chez vous tous ceux dont la vanité souhaite pouvoir dire: „Je l'ai vu“, votre maison ne serait plus la retraite du Génie exquis et de la Piété élevée, et je ne m'empresserais pas avec enthousiasme d'y être reçu.

Je me présente, Monsieur, comme un homme „d'une mérite singulière“, comme un homme qui a un cœur sensible, un esprit vif et mélancolique. Ah! si tout ce que j'ai souffert ne me donne pas „une mérite singulière“ auprès de Monsieur Rousseau, pourquoi ai-je été tellement créé? Pourquoi a-t-il tellement écrit?»

Und so geht es fort, Seite auf Seite, zarte Schmeichelei mit Eigenlob abwechselnd, bis Boswell schließlich mit gut gespielter Leidenschaft ausruft: «O cher Saint-Preux! Mentor éclairé! éloquent et aimable Rousseau! J'ai un pressentiment qu'une amitié bien noble va naître aujourd'hui.»

Diesem unwiderstehlichen Brief konnte auch der Menschenfeind Jean-Jacques nicht widerstreben. Sechsmal durfte Boswell Rousseau besuchen. Stundenlang ließ er sich vom Philosophen darüber belehren, wie man die Tugend ehrt und über die Sinnlichkeit siegt... was ihn jedoch nicht hinderte, etwas später, als Rousseau in England weilte, dessen Gefährtin Thérèse Levasseur zu verführen, obwohl sie damals zweiundvierzig und Boswell erst sechsundzwanzig Jahre alt war!

Doch der Verkehr mit Zelebritäten bildete für den ehrgeizigen jungen Boswell keine genügende Karriere. Das Zeitungswesen steckte damals in den Kinderschuhen, und es war dies zugleich sein Unglück und sein Glück: heutzutage wäre er zweifelsohne ein ausgezeichnete, reich bezahlter Journalist geworden; doch hätte er dann schwerlich sein unsterbliches Hauptwerk schreiben können, an welchem er ganze sieben Jahre lang arbeitete. Und so, da die Offizierslaufbahn ihm verschlossen war, folgte er dem Beruf, für welchen sein Vater ihn bestimmt hatte.

Als Anwalt war er nicht besonders erfolgreich, vielleicht weil seine literarischen Ambitionen dem Studium langweiliger Akten in die Quere kamen. Doch wenn ihn ein Fall besonders interessierte, konnte er sich ihm mit Begeisterung widmen. In der komplizierten Erbschaftssache des Archibald Douglas half er mit, den rechtmäßigen Prätendenten zu seinen Titeln und Besitztümern kommen zu lassen, weniger durch Rechtsgelehrsamkeit als dadurch, daß er begeisterte Schriften, darunter einen erfolgreichen «Schlüsselroman» über den Fall herausgab.

Er heiratete seine Kusine und hatte fünf Kinder von ihr, ließ jedoch nicht von seinem liederlichen Lebenswandel ab, den er natürlich mit ebenso inbrünstigen wie vergeblichen Reueausbrüchen interpunktierte. Er versuchte erfolglos, sich im politischen Leben einen Namen zu machen. Vor allem aber sammelte er emsig Material für seine Tagebücher und, bei jeder sich bietenden Gelegenheit, für das Werk, das er schon so lange geplant hatte. Dann, 1784, starb Johnson. Boswell wurde bestürzt, seine Biographie zu schreiben, doch, wie wir gesehen haben, nahm er sich die Zeit dazu. Mit einer für diesen flatterhaften Menschen bemerkenswerten Ausdauer und Gewissenhaftigkeit feilte er daran, bis er gewiß war, nichts verbessern zu können. Mit berechtigtem Stolz durfte er es einem Freund als das unterhaltendste Buch beschreiben, das er je gelesen haben würde.

Der Erfolg war augenblicklich und ungeheuer, obwohl die Zeitgenossen

darin mehr Klatsch als literarischen Wert suchten und fanden. Boswell war natürlich über diesen Triumph hochofren — und trank darauf mehr denn je, um ihn zu feiern. Aber seine Ausschweifungen hatten seine Konstitution unterminiert, und vier Jahre nach Erscheinen seines Buches starb er im Alter von 54 Jahren. Nie jedoch ist er lebendiger gewesen, als 150 Jahre nach seinem Tod.¹

René Elvin

GOTTFRIED KELLERS BRIEFE

Dem letzten Teil der unter seiner bewährten Hand glücklich zu Ende gediehenen großen kritischen Gesamtausgabe von Gottfried Kellers Werken läßt Carl Helbling schon nach Jahresfrist den ersten von vier Bänden «Gesammelte Briefe» folgen, die, wiederum durch den Kanton Zürich großzügig gefördert und durch den Verlag Benteli in Bern mit Sorgfalt und Geschmack betreut, als «Teilgebilde des schöpferischen Werkes» mit Fug ihren Platz an der Seite von Kellers Dichtungen finden sollen. Der Herausgeber kehrt damit an die Stelle zurück, von der seine Beschäftigung mit Keller ausgegangen ist: zum Gegenstand seiner in der Gottfried-Keller-Gesellschaft in Zürich 1938 gehaltenen Rede «Gottfried Keller in seinen Briefen», dem Auftakt zu seinem schlanken Bändchen ausgewählter «Briefe Gottfried Kellers» (Zürich 1940, Fretz & Wasmuth), nach Anlage und Ausstattung einem Kleinod unter den neueren Ausgaben deutscher Dichterbrieft.

Ein Novum verspricht die vorliegende Briefsammlung in doppelter Hinsicht zu werden. Sie ist in der Lage, noch unbekannte Blätter von Kellers eigener Hand darzubieten, und sie gibt den Briefen Kellers, die bisher, von Baechtold, Ermatinger und von Helbling selber, als Dokumentation von Kellers Leben chronologisch aufgereiht wurden, ihre wahre Natur, die Teilhabe an einem Zwiegespräch, zurück: sie gruppiert sie nach den Empfängern und läßt auch diese selbst zu Worte kommen, soweit es für das Verständnis von Kellers brieflichen Äußerungen von Belang ist; eine dem letzten Bande beigegefügte Zeittafel wird dem Leser die chronologische Einordnung der einzelnen Stücke erleichtern, wenn er das Bedürfnis darnach hat. «Man fährt immer im Nebel herum, da man nicht weiß, was die andere Partei wert ist», sagt Keller einmal über die einseitigen Briefausgaben. Daß man es in diesem Fall wissen wird, dafür sorgen neben den Gegenbriefen der andern Seite auch die alle wesentlichen Fakta und Bezüge nachweisenden Vorbemerkungen des Herausgebers zu jeder Briefgruppe, knappe Charakteristiken des Briefempfängers und des gegenseitigen Verhältnisses der beiden Partner in der Form mit feinem sicherem Stift gezeichneter Medaillons. Ein besonderer Reiz dieser Gruppierung der Briefe ergibt sich daraus, daß der Leser jeweilen die ganze Wegstrecke, auf der der Adressat den Dichter begleitet hat, durchmißt und unter dem Aspekt dieser persönlichen Beziehung überblickt; er bemerkt dabei, wie Keller sich in seiner Haltung auf sein Gegenüber einstimmt und doch «immerfort der Eine» bleibt.

Der Verzicht auf die einfache chronologische Abfolge der Briefe stellt dem Herausgeber die Aufgabe, die einzelnen Briefwechsel sinngemäß auf die vier geplanten Bände zu verteilen. Helbling geht von den frühesten inneren Lebenskreisen aus: der vorliegende erste Band vereinigt die Familie, Mutter und Schwester, mit den Jugendfreunden Johann Müller, Johann Salomon Hegi, Rudolf Leemann, Ferdinand Freiligrath, Wilhelm Baumgartner, Hermann Hettner und dessen Witwe. Kellers eigene Briefe sind zum weitaus

¹ Von Boswells Tagebuch sind laut «Publisher's Weekly» von der Auflage von 80 000 Exemplaren bereits 57 000 verkauft worden.

größten Teil bereits bekannt; da man nun aber auch die Stimme der Gegenseite vernimmt, gewinnen sie erst ihren vollen Klang. Die Briefe der Mutter, sprachlich rührend unsicher und dennoch der reine Ausdruck mütterlicher Liebe und Aufopferung, lassen es verstehen, was der «Grüne Heinrich» nach der ursprünglichen Konzeption des Romans hätte werden sollen: die Geschichte eines undankbaren Sohnes, der seiner Mutter schweren Kummer bereitet und schließlich sogar ihren frühen Tod verschuldet. «Was nützt das Schreiben?» fragt sie den in Berlin beinahe Verschollenen einmal; «und doch möchten wir auch gerne wissen, was du lebst, ob gesund oder krank, in guten oder schlimmen Umständen!» Ueber die Schwester sagte Keller einmal, sie habe «niemals aus den himmlischen Quellen der oberen Bergpartien getrunken, wo die Schafherden der Dichtersippschaften weiden und die Musen auf kleinen Melkstühlen sitzen». Sie grollt ihm, wie die Mutter bekümmert berichtet, daß sich in seinem Roman «nirgends keine Erwähnung von einer Schwester findet»; und die Mutter versteht die Tochter und sucht doch ihren Unmut zu beschwichtigen: «Man könnte daraus schließen, als würdest Du Dich schämen, sie als Deine Schwester zu betrachten! Solch ein Grund wird es hoffentlich nicht sein, sagte ich; es ist im ganzen ein Roman, und wir wollen die Beurteilung anderen Leuten überlassen.» Oder die wenigen Briefe, die der Bruder mit der trotz ihrer Rauheit brüderlich geliebten Schwester wechselt, wenn er sie, die nach dem Tod der Mutter ganz in der Sorge um das leibliche Wohl des Bruders aufging, ausnahmsweise ein paar Wochen allein lassen muß: er kümmert sich vom Salzkammergut aus darum, daß sie rechtzeitig einen Apfelvorrat für den Winter anlegt, und sie berichtet ihm dafür aus der Amtswohnung des Staatsschreibers, daß die Kanzlei fleißig sei, das Thermometer 20 Grad zeige, der Vetter Fritz so dick geworden sei, daß sie ihn zuerst nicht erkannt habe, und — das Interessanteste spart sie sich für den Schluß des Briefes auf — daß es «auf der Platte fast einen Doppelmord abgesetzt» habe.

Der Briefwechsel mit den Jugendfreunden dokumentiert die entscheidende Bedeutung, die der Freundschaft im Leben Kellers zukam. «Ich bitte ernstlich, nicht an mir zu verzweifeln usw.», fleht ein Postskriptum zu einem Brief an den getreuen «Boom» aus Kellers dunkelster Berliner Zeit. Eine noch weit größere Hilfe als die verständnisvolle Anteilnahme an seinem betrüblichen Ergehen gewährt der treffliche Hettner dem zwei Jahre Jüngeren, indem er ihn in seine eigenen literaturwissenschaftlichen Pläne einweiht, ihn um seinen kritischen Beirat bittet und — Ironie des Schicksals — in sein Buch über das moderne Drama mit Kellers Zustimmung ganze Partien aus dessen Briefen einflacht, zur gleichen Zeit, da Keller immer noch glaubt, seine Zukunft sei die Bühne, und sich selber ohne jeden Erfolg mit dramatischen Versuchen abquält. Der späte Uebergang zum freundschaftlichen «Du» bekräftigt die Herzlichkeit und Tiefe dieser menschlichen Beziehung, die, vom Heidelberger Auditorium des jungen Privatdozenten ausgehend, die beiden bis zu Hettners von Keller tief betrauertem Tod im Jahre 1882 in ungetrübter Freundschaft miteinander verbunden hat.

Der Anhang zu den Texten bringt die für das Verständnis der einzelnen Briefstellen erforderlichen Sacherklärungen und wahrt dabei, Belangloses von Wesentlichem scheidend, das Gleichgewicht von solider Gründlichkeit und angemessener Knappheit in inhaltlicher und sprachlicher Beziehung. Dankbar für das bereits Empfangene, erwarten wir gespannt die folgenden Bände dieser neuen, der kritischen Ausgabe von Kellers Werken ebenbürtigen Sammlung seiner Briefe.

Max Zollinger

EIN NEUES BUCH ÜBER VAN GOGH

An Literatur über van Gogh ist kein Mangel: dessen ist sich Werner Weisbach, der Verfasser von «Vincent van Gogh, Kunst und Schicksal»¹, selbst bewußt. Da aber seine persönliche Erinnerung bis in die Zeiten vom Ende des letzten Jahrhunderts zurückreichen, wo die ersten van-Gogh-Ausstellungen dazu verhalfen, den unglücklichen Maler neu zu entdecken, so hat seine Darstellung eine Art von Authentizität, die jüngere Autoren nicht mehr haben können. Beruhend auf umfassender Kenntnis der Literatur, aber auch noch auf persönlicher Bekanntschaft mit Verwandten des (schon 1890 verstorbenen) Malers, gibt Werner Weisbach in diesem ersten Band die Darstellung der Jugend.

Es ist ein quälendes Bild. Trotz viel gutem Willen und sogar ausgesprochener Protektion von seiten seiner Familie kommt der schon früh von psychischen Sonderbarkeiten gezeichnete, unsoziale Vincenz van Gogh mit seiner Umwelt nirgends zurecht. Die geniesüchtige Zeit des Jugendstils wollte die Schuld dafür ausschließlich auf seiten der spießbürgerlichen Umgebung sehen — die Gegenwart ist gegenüber dieser Vorstellung vom Uebermenschen, der immer recht hat, skeptischer geworden, und Weisbach befließigt sich einer sorgsam Objektivität. Man kennt den wenig heroischen Leidensweg des planlos Umgetriebenen, seinen Sektenfanatismus und dann sein jähes Umkippen ins Gegenteil, seine innere Unsicherheit und Instinktlosigkeit, sogar noch gegenüber seiner eigenen Kunst. Alles, was er unternimmt, ist irgendwie theoretisch, programmatisch, zugleich überbordend sentimental. «Die Arbeiten, die van Gogh in Etten, nachdem er sich für den Künstlerberuf entschieden, anfertigte, haben etwas Anfängerhaftes, und aus ihnen sprüht uns kein Funke von Genialität entgegen» — muß Weisbach selbst bekennen, und dabei ist van Gogh bereits fast dreißigjährig.

Es sind die letzten drei Lebensjahre van Goghs, in denen alles entstanden ist, was ihn berühmt gemacht hat. Der schubweise ausbrechende Wahnsinn bildete gewiß nicht die Substanz des Genies, aber hier hat er die Berge von Hemmungen weggespült, unter denen die künstlerische Begabung verschüttet lag. Diese Begabung hat selbst nichts wesentlich Pathologisches, aber sie ist vom Wahnsinn aktiviert, freigesetzt worden — das wird man kaum bestreiten können. Ueber die eigentliche Geniezeit wird uns der abschließende zweite Band unterrichten. Der erste legt in seiner gediegenen Dokumentierung und abwägenden Beurteilung das Fundament zum Verständnis des Kommenden.

Peter Meyer

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Primat der Außenpolitik Wir alle leben seit 1914 unter der Diktatur der Außenpolitik und haben mit ihr die Erfahrung gemacht, die hundert Jahre früher das Napoleonische Wort: «Die Politik ist das Schicksal» antizipierte. Daß es Napoleon außenpolitisch meinte, ist bekannt. Aus dem Erlebnis der Revolutionskriege ging *Ranke's* Theorie vom Primat der Außenpolitik hervor, die er aber nicht so pointiert formulierte. Die Formel stammt vielmehr, was vielen unbekannt sein dürfte, von *Dilthey*. Ranke betonte da-

¹ Vincent van Gogh, Kunst und Schicksal. Erster Band: Die Frühzeit, 59 Abb., Amerbach-Verlag, Basel.

gegen nur in seinem Aufsatz «Die großen Mächte» (1833) «die Notwendigkeit, alle inneren Verhältnisse zu dem Zweck einzurichten, sich (als Staat) zu behaupten. Das ist sein oberstes Gesetz». Dieses Einrichten konnte, wie Ranke damals als Schüler und Vertrauter von *Friedrich von Gentz* erfuhr, nur die Metternichsche Restaurationspolitik sein. Sie bekämpfte alle Ideen der Französischen Revolution, um Frankreich jede Möglichkeit einer außenpolitischen Hegemonie zu nehmen. Kann man da wirklich noch von einem Primat der Außenpolitik reden? In seiner *Hamburger Antrittsvorlesung* (Februar 1950) hat *Heinrich Heffter* den Primat der Außenpolitik behandelt, und die auch um wissenschaftliche Aktualität bemühte *Historische Zeitschrift* (Bd. 171, Heft 1) gibt diese anregende Vorlesung als Leitaufsatz wieder. Aber den Mächten der Heiligen Allianz war es vor allem um die Erhaltung des Feudalismus zu tun, so daß in Wahrheit ihre Außenpolitik unter dem Primat der Innenpolitik stand. Ranke kam aber damals zu einer Geschichtskonzeption, in der das bestehende Staatensystem nicht als wandelbare historische Erscheinung behandelt wurde. So kamen seine nationalliberal-alldeutschen Schüler *von Sybel* und *Treitschke* zu einer machtpolitischen Doktrin, in der die Wechselbeziehung von Innen- und Außenpolitik verbogen wurden. Die Außenpolitik stand im Dienst der Erhaltung innenpolitischer Verhältnisse, die nun auch wieder sorgsam auf die Außenpolitik abgestimmt wurden, bis sich daraus in unserer Zeit die verhängnisvollste außenpolitische Doktrin entwickelte, Ideologien, Klasseninteressen, ja nackte Parteiinteressen zum Ausgangspunkt der Weltpolitik zu nehmen.

Die Verflechtung von Innen- und Außenpolitik — man kann auch sagen von Weltanschauung und Herrschaftswünschen — wird von *Heinrich Heffter* in seinem historischen Exkurs von vielen Seiten her beleuchtet. Die absoluten Monarchien der Neuzeit und die vielen dicht aufeinander bezogenen, individualistisch ausgeprägten Einzelstaaten des 17., 18. Jahrhunderts konnten ihren Souveränitätsanspruch nur wahren, wenn die ganze staatliche Energie auf die außenpolitischen Machtverhältnisse bezogen und ihnen entsprechend der Beamtenstaat, die Armee, später auch die Volkswirtschaft entwickelt wurden. Der europäische Zusammenhang war im Familienverband der Dynastien und in der Gemeinschaft religiöser und kultureller Interessen vereinigt, nachdem die Krise des Schismas überwunden und eine Stabilisierung der konfessionell differenzierten Machtverhältnisse erreicht worden war. Der Gleichgewichtsgedanke, der ursprünglich eine Völkerrechtsidee war, sorgte für einen Schutz vor Hegemoniebestrebungen — ob immer zum Wohle des Kontinents, ist eine andere Frage. So tendierte die Außenpolitik zu einer überstaatlichen Friedensordnung. Daher darf *Heinrich Heffter* an die für den Kontinent wirklich Frieden stiftenden drei Kongresse von Münster-Osnabrück, Utrecht-Rastatt und Wien erinnern. Nur verkennt er die Begrenztheit dieser Friedensschlüsse, indem er ihre fundamentale Bedeutung für die Begründung der britischen kolonialen Weltherrschaft und allen ihren Zusammenhängen mit den Weltkriegen unseres Jahrhunderts übergeht. Aus ihnen entstand seit dem 17. Jahrhundert die «Aristokratie der Großmächte» als Garanten des Bestehenden; daraus ging wieder das «Europäische Konzert» hervor. Aber zwischen beiden liegt weniger die napoleonische Hegemonie als die Sprengung der europäischen Tradition durch die Kriege *Friedrichs von Preußen*, der in dieser Darstellung leider ganz übergangen wird, obwohl er ein eklatantes Muster für den Primat der Außenpolitik bietet.

Noch ein anderes überzeugendes Beispiel für die unschätzbare Bedeutung des Primats der Außenpolitik, oder vielmehr des *Primats der richtigen Außenpolitik*, übergeht diese *Hamburger Antrittsvorlesung*: die *Schweiz*. *Heffter*

erwähnt sie bloß in Zusammenhang mit dem nordamerikanischen Föderalismus. In Wahrheit bietet sie einen unvergleichlichen Anschauungsunterricht für die segensreichen Folgen einer richtigen außenpolitischen Selbsterkenntnis, einer zum nationalen Selbstbewußtsein erhobenen Ahnung des außenpolitischen Ortes, den ein Land in bezug auf seine Umwelt einnimmt. Die soziale Entwicklung der Schweiz als Funktion ihrer *Neutralitätspolitik* ist bekannt genug und bedarf keiner Erörterung. Nur sollte auch die Neutralität als Prinzip unter die fruchtbarsten Beispiele des außenpolitischen Primats aufgenommen werden. Gewiß ist die Lage der Schweiz von Natur aus außenpolitisch begünstigt. Aber daß Irrtümer möglich waren, beweist die Bedeutung des Rückzugs aus der Außenpolitik, die immer klarer gewordene Erkenntnis, daß die Schweiz das Interesse der Großmächte an ihrer Unabhängigkeit ins Kalkül ihrer eigenen bewaffneten Neutralität einsetzen kann. Gerade an der Erkenntnis des zwingenden Interesses eines Nachbarn an der eigenen Unabhängigkeit fehlte es im Zwischenkrieg der französischen Außenpolitik, die nicht wußte, daß sie im Ernstfall Englands sicher sein kann, auch wenn sie sich in Friedenszeiten von ihrer kontinental-europäischen Sendung nicht abhalten läßt.

Heffter setzt die Linie der *Aristokratie der Großmächte* bis zu den Einrichtungen des Völkerbundsrates in Genf und des Sicherheitsrats in New York fort. Darf man sie aber wirklich als *«aristokratische» Tradition des europäischen Konzerts* bezeichnen? Unter Aristokratie verstehen wir doch einen Feudalstand mit Länderbesitz und zuletzt nur noch einen metaphorischen Adel. In beiden Völkerbundseinrichtungen handelt es sich aber darum, die wirklich entscheidenden Kräfte hintenherum anzuerkennen und die Additionsdemokratie der Generalversammlung zu ihrem bloßen Dekor zu machen. Daß das Uebergewicht der Großmächte und nicht die Abstimmung entscheidet (die selbst ja wiederum von ihnen dirigiert wird), hebt Heffter mit Recht hervor. Dennoch endigt der Vortrag in der Sackgasse einer hegemonialen Entwicklungstendenz, die *einem* (vom Verfasser gesperrt!) übermächtigen Großstaat den Zwang, Welteinheit zu bilden, auferlegt. Wenn aber *zwei* die gleiche Tendenz haben, entscheiden die Waffen, und dann nicht mehr über Welteinheit, von der wir weit entfernt sind, sondern über Weltuntergang.

Auch den Primat der Außenpolitik in der britischen Gesamtpolitik hat Heffter nicht hervortreten lassen. Daß die britische Außenpolitik letzten Endes national ist, das heißt die Gesamtheit des Staates fast restlos hinter sich hat, gibt ihr eine große Ueberlegenheit. Man vermißt sie jetzt in der Krise Amerikas, dessen Außenpolitik unter dem Primat der Innenpolitik, das heißt der Angst vor Wahlen, demagogischen Brutalitäten, Unsicherheit über den Ort Amerikas in der Welt und so weiter zu leiden hat. Daher gelang es der britischen Außenpolitik, in den letzten Monaten das Weltsteuer wieder unter eigene Kontrolle oder zumindest sichtbare Mitbestimmung zu bringen. Wie weit England dahin zu gehen entschlossen scheint, beweisen die letzten Hefte der *Tribune*, der Linkslabour-Halbmonatsschrift, die von nicht zu unterschätzendem Einfluß auf die Gesamtstimmung ist. Sie bezeichnet es als Beschimpfung der UNO, MacArthur im Oberkommando zu belassen (702); sie wirft dem amerikanischen Delegierten in der UNO, Mr. Gross, vor, sich geradezu verbrecherisch geschwätzig über die öffentliche Meinung Großbritanniens hinweggesetzt zu haben (724); und um Zweideutigkeit auszuschließen, karikiert sie in der gleichen Nummer einen amerikanischen «Kriegshetzer», der die Lunte ans Pulverfaß legen will, aber von einem kräftigen, hübschen Burschen mit dem Brustlatz «British Opinion» von hinten am Kragen gepackt und zurückgerissen wird. Niemand wird der britischen Regierung nachsagen wollen, daß sie eine

Spannung mit den Vereinigten Staaten nicht mit allen Mitteln vermeiden will; aber ihre Absicht, die Führung in der Außenpolitik des Westens wieder an sich zu bringen, ist unverkennbar und ein neues Zeugnis dafür, welche überragende Bedeutung das britische Denken dem Primat der Außenpolitik einräumt.

Entstellter Pascal Zu den berühmtesten Stücken der *Pensées* gehören die Gespräche des Philosophen mit seinem geistlichen Berater *M. de Saci* in Port-Royal-des-Champs im Januar 1655. Die Unterhaltung behandelt Epictet und Montaigne und gilt als grundlegende Einführung zu den «*Pensées*», daher sie in fast allen Ausgaben die Einleitung zum Werke bildet. Stil, Formulierung, Zusammenhang mit dem Glauben und der Lehre Pascals ließen niemals einen Zweifel an der Authentizität des Stückes zu, so viele Rätsel es auch dem Philologen bietet. Der Text existiert nur in einer gedruckten Vorlage. Man findet sie in den *Mémoires pour servir à l'histoire de Port-Royal* von *Nicolas Fontaine*, niedergeschrieben von einem Mann von 72 Jahren, 42 Jahre nach den Unterhaltungen. Wie kam dieser Eckermann zu diesem Text? Die Sprache ist von einer Kraft und Klarheit, die jede Fälschung oder Nachahmung ausschließt. Aber wie konnte Pascal eine solche Unterhaltung frei improvisieren einschließlich der buchstäblich richtigen Zitate? Wie konnte er im voraus die Einwände von *M. de Saci* kennen, um sie ausführlich auf der Stelle zu beantworten? Es ist wahr, daß die «*Mémoires*» des alten Herrn noch eine Reihe anderer, sehr charakteristischer Gespräche enthalten, deren Authentizität auch nicht angegriffen wird. Aber wie dürfte man annehmen, daß sich ein Beichtvater in Gegenwart seines Sekretärs mit seinen Beichtkindern über Glaubensfragen ausführlich unterhalten hat? Berichtete er ihm von den Unterhaltungen, bediente sich *Fontaine* schon der Stenographie, mit deren Hilfe Pascals Schwester gelegentlich einige Worte des Bruders festgehalten hat? Und wie sind die Gespräche der anderen Frommen von Port-Royal zu erklären, die dem Text nach alle Wahrscheinlichkeit für sich haben, die aber stattfanden, als *Fontaine* zum Beispiel dreizehn Jahre alt war oder ganz bestimmt nicht in Port-Royal? Eine Frage, die das literarische Frankreich interessiert, weil eine Erklärung der anderen Gespräche in den tausend Seiten langen «*Mémoires*» auch das berühmte Stück Pascals verifizieren könnte.

P.-L. Couchoud veröffentlicht nun im *Mercure de France* (1050) eine definitive Erklärung. Der deutsche Jesuitenpater *Joseph Brucker* entdeckte 1912 in der Münchner Bibliothek Briefe, die *M. de Saint-Cyran* von Port-Royal aus dem Gefängnis an jansenistische Freunde und Berater geschrieben hatte und deren Texte mit den Gesprächen dieser Personen in den «*Mémoires*» von *Fontaine* übereinstimmen. *Fontaine* hat also die Briefe zu Gesprächen travestiert und so verschnitten und verschachtelt, daß sie eine Dialogform ergaben. Rhetorische Einschaltungen dienten zur Belebung der Gesprächsform.

Das Resultat für die Pascal-Forschung ist nicht schwer zu ziehen. Das berühmte Gespräch Pascal-Sarci «*n'a pas eu lieu*». Ihm liegt eine *Etude* von Pascal zugrunde, ein Ausdruck, den Pascal in diesem fiktiven Gespräch selbst gebraucht. Das Wort schließt eine mündliche Auseinandersetzung aus. Die Ausgaben von Montaigne und Epictet, aus denen Pascal zitiert, sind schon längst eruiert worden. Da Pascals «*Etude*» zu lang als Gespräch ist, zerschneidet sie *Fontaine* und unterbrach den Text mit einem Dialog de Sacis, der vermutlich auf ein Konzept zurückgeht. Und dann schließt er einen Brief Pascals an, den *Fontaine* durch grammatikalische Retuschen in den Dialog über-

führt. Eine vollständige Kritik des Textes auf Grund dieser Entdeckung steht noch aus; so antwortet Pascal auf Zitate von Saint-Augustin, die de Saci im vorliegenden Text gar nicht verwendet hat, offenbar hat Fontaine sie gestrichen. Als ganz authentisch ist also dieser Pascal-Text nicht mehr anzusehen, weiß man doch nicht, was fehlt. Aber er bleibt weiter, wie M. Couchoud sich ausdrückt, die Säulenhalle vor dem Tempel der «Pensées».

Karl Kraus Seitdem Karl Kraus der österreichischen Presse seine Anwesenheit todeshalber erspart, gehört der Todgeschwiegenste zu den meistzitierten nicht mehr anonymen österreichischen Autoren. Auch in Deutschland, der Schweiz, in Amerika und Frankreich hat Kraus eine Geltung erlangt, die ihn gefreut hätte. Er litt, wie ich aus langjährigem Umgang und als Mitarbeiter der *Fackel* weiß, weniger am Unrecht, das man an ihm, als am Verbrechen, das die Presse an der Öffentlichkeit beging, und überall noch begeht, wo der Liberalismus ein Beruf ist, aber kein Charakter. In Frankreich gehörte die leider jung verstorbene Germanistin *Germaine Goblot* zu seinem Verehrerkreis, und sie stand wohl auch nicht den von 1925 bis 1928 alljährlich eingereichten Vorschlägen französischer Universitätslehrer (Andler, Lévy-Bruhl, Brunot) fern, die dem Preisgericht der *Nobelstiftung* den größten deutschen Satiriker und großen Lyriker vorschlugen, an dessen Stelle sie keinen französischen Kandidaten zu nennen wußten. Goblot, die *Sprüche und Widersprüche* ins Französische übersetzt und mehrere Arbeiten über Kraus in der *Revue d'Allemagne* und im *Mercure de France* veröffentlicht hatte, hinterließ Papiere und einige abgeschlossene Kapitel zu einer Kraus-Biographie, aus der *Etudes Germaniques* (17) ein Kapitel über die Eltern von Kraus veröffentlichten, der tschechisch-jüdischer Herkunft war und mit dem tschechischen Prag bis zuletzt verbunden blieb, sei es auch nur um mit Otakar Fischer und Karel Capek Probleme der deutschen Grammatik zu besprechen. Sein Vater hatte als kleiner Papierhändler die Erfindung geklebter Tüten gemacht, seine Fabriken warfen Kraus, offenbar bis zu seinem Tode, Revenuen ab. Kraus kam schon mit drei Jahren nach Wien und blieb, wie Rilke, böhmisch-slawisch gebunden. Wien versetzte ihm einen neurotischen Schock, aus dem man zum Teil sein Werk miterklären könnte: er fürchtete sich vor etwas Anonymem, das ihn verfolgte, und nahm auf seinen Kinderwegen in den Stadtpark sein Marionettentheater mit: «il avait déjà le souci de préserver l'arche sainte de l'idéal et de la poésie.» Mme Goblot verdankt wohl Kraus selbst die eingeflochtenen Erinnerungen an seinen originellen Vater, der schon die Neigung und das Talent hatte, aus kleinen Zügen große Katastrophen zu folgern. Von der Mutter hatte er dagegen das lyrische Verhältnis zu den Dingen, seine kindverliebte Sentimentalität. Auf die Mutter deutet die Strophe hin:

Heuer geht's früh aufs Land.
Auf blasser Wange
fühle ich deine Hand.
Fort bist du lange.

(Worte in Versen III, 78)

Wirklich reizend nennt Germaine Goblot die Verschlingung der Reimpaare durch die Assonanz von Land auf lange eine Umarmung.

Eine Studie von *Werner Kraft*, die man schon lange nach vielen hervorragenden Einzelglossen über Kraus erwartet, erscheint im *Merkur* (36) und

stellt an Hand einer außergewöhnlichen Präsenz von Kraus-Zitaten das Erlebnis und die Verwerfung einer Welt aus dem Brennpunkt seiner zentralen Verneinung der eigenen Gesellschaft dar. Wie weit Kraus schon vor 1914 der kommenden Katastrophe nahe und voraus war, geht aus gewichtigen Worten hervor. Merkwürdig bleibt es, wie spät ein so echter Lyriker es wagte, als Poet hervorzutreten. Das schauspielerische Genie hielt ihn auffallend lange sich selber fern. Es vollendete sich ganz in seinem Vortrag Offenbachs, der in diesem Essay zu kurz kommt, da ihn Kraft erst kürzlich im *Trivium* (2) behandelt hat. Wer nicht dabei war, wird sich gar nicht vorstellen können, daß ein Einzelner am Vortragstisch eine ganze Operette, sämtliche Rollen, Ensembles und Chöre, mit nichts als einem Klavier im Hinterzimmer, ohne Noten und mit wenig Stimme, vollendet singen, spielen, sprechen und sogar die Atmosphäre eines Pariser Salons des Zweiten Empires um sich rafften konnte. Einer späteren Zeit bleibt aber vorbehalten, Kraus auch bewußt in das Zentrum seiner Mängel zu stellen, die die Wiener Bildungsmängel seiner Zeit waren. Kraus wird dadurch nicht verlieren, es wird nur verständlicher werden, daß der Stoff dieses Satirikers die Welt ist, zu der er gehört, an die ihn seine Haßliebe kettet.

Robert de Traz Als *Réussite du Calvinisme* stellt *François Mauriac* im *Figaro Littéraire* (247) den Freund seiner Jugend dar, der, wie die anderen in diesem Freundeskreis: *Charles Du Bos*, *Guy de Pourtalès*, *Edmond Jaloux*, fremd der Welt sein mußten, die unter unseren Augen entsteht; denn de Traz gehörte immer einer anderen Innerlichkeit an und erscheint Mauriac in Gedanken immer mit den Zügen von *Dominique*, in der Erzählung von Eugène Fromentin. Als Dichter, der vor seinem eigenen Werk mit dem Zeigefinger des Schweigens auf dem Munde steht, wird er einer kommenden Generation etwas zu sagen haben, die Diskretion wieder würdigen und sich von den Autoren des Exhibitionismus abwenden wird.

Jacques Chenevière, der mit Robert de Traz die *Revue de Genève* nach dem vorigen Kriege geleitet hat, widmet dem verstorbenen Freund ein schönes Gedenkblatt in der *Revue de Paris* (2), in der de Traz eine zweite Heimat gefunden hatte. Für de Traz war der Essay über die ihm verwandten Naturen eine Form verschleierte Selbstbekenntnisses, daher konnte er *Vauvenargues*, *Benjamin Constant*, *Amiel*, die *Brontës* und *de Vigny* so persönlich dastellen; während einer Studie über *Agrippa d'Aubigné* ist er gestorben. *L'Ecorché* bezeichnet Chenevière als sein Meisterwerk; in allen seinen Romanen verbinden sich Selbstbeherrschung und Klarsicht mit einer geheimen Unruhe, die zwischen seinen geistigen Kräften eine Harmonie gesucht und gefunden hat. Sein Europäertum reichte über die Grenzen seines Vaterlands hinaus, hatte aber in Genf seine Wurzeln.

Kurze Chronik Einem wirklichen, besonders in Deutschland dringendem Bedürfnis dient der *Philosophische Literaturanzeiger*. Er wird (in Schlehdorf am Kochelsee, Oberbayern) von *Dr. G. Schischkoff*, dem Herausgeber der *Zeitschrift für Philosophische Forschung*, geleitet und veröffentlicht nur Inhaltsreferate über wissenschaftliche Literatur. Der Haupttitel ist ungenau, da nicht bloß Werke der Philosophie, sondern laut Untertitel auch der Grenzgebiete, wie Literaturgeschichte, Naturwissenschaft, Soziologie, Religionswissenschaft dargestellt werden. Die in der Literaturkritik leider vor-

herrschende Methode der bloßen Bewertung tritt hier so gut wie ganz zugunsten der Inhaltsangabe zurück. Da niemand mehr imstande ist, alle wichtigen Neuerscheinungen auch nur des eigenen Fachs zu lesen und die Kaufkraft darniederliegt, sollen die Referate den Leser über Richtung, Inhalt, Gedankengang eines Buches informieren. Namhafte Mitarbeiter und offenbar auch junge Gelehrte kommen diesem Auftrag sehr gut nach. Die Referate sind oft vier Seiten lang. In den bisher erschienenen sechs Heften sind über neunzig Neuerscheinungen analysiert worden; mit Recht auch Werke geringen Umfangs, zu denen man ja auch nicht immer kommt. Der Wert dieser Zeitschrift auch für die Schweiz bedarf keiner weiteren Begründung. — Die *Frankfurter Hefte* erweitern ihre Wirksamkeit durch Herausgabe einer aktuellen Wochenschrift *Hier und Heute*. Sie ist gegen den Geist der Restauration gerichtet und strebt die Ueberwindung der bloß formalen Demokratie an. — *Thomas Manns* Radiovortrag über *Shaw* ist im *Listener* (1142) abgedruckt. — Zwei Dichter, über die man selten etwas in Zeitschriften findet, werden wieder einmal behandelt. Wolfgang Harich schreibt über *Herder* und die nationale Frage im *Berliner Aufbau* (2); H. G. Kurz über gestaltende Werte im Leben und Schaffen *Theodor Storms* in der *Pforte* (16—17), die in seinem konzessionslosen Diessseitglauben bestehen. — Der Hinweis in den letzten *Diskussionen* auf das neue Heft des Salzburger *Silberboots* hat zu Mißverständnissen Anlaß gegeben. Wir berichtigen gern, daß keine Bindung zwischen dem Verlag oder gar der Redaktion des «*Silberboots*» mit Gurlitts Neuer Galerie (München-Linz) besteht. *Ernst Schönwiese* ist als Besitzer und Herausgeber seiner schönen Zeitschrift, der einzigen deutscher Sprache, die seit Jahren unter großen Opfern vor allem Lyrik pflegt, von jedem fremden Einfluß unabhängig. — *Ulisse*, Rivista di cultura internazionale, in Rom (Corso d'Italia n. 43), die auch in den letzten Diskussionen besprochen wurde, und von *Luisa Astaldi* und *Rafaele Contu* geleitet wird, schreibt Preise von einer Million Lire aus. 1949 wurde der Preis zu gleichen Teilen John Read, Carlo Morandi und Pierre Belperron zugesprochen. In gleicher Höhe wird der Preis für 1951 ausgeschrieben. Er kann Werken in jeder europäischen Sprache verliehen werden, die Themen der Geschichte, Aesthetik, bildenden Kunst in weitestem Sinn behandeln. Veröffentlichte Werke der letzten fünf Jahre sind zum Wettbewerb zugelassen. — Prof. *Klaus W. Jonas* von der Rutgers University, New Brunswick, N. J. (USA) bittet für eine *Thomas-Mann-Bibliographie* alle, die über Mann geschrieben haben, ihm Titel der Arbeit, Ort und Datum des Erscheinens direkt mitzuteilen.

Felix Stössinger